

A 30

Buchbinder-Zeitung

Organ des Verbandes der Buchbinder und Papierverarbeiter

Nummer 2	Original-Entwurf Bezugspreis vierteljährlich 1,50 M. Nur Postbezugs- Bestellung bei allen Postanstalten.	Berlin, den 5. Januar 1930	Geschäftsstelle: Berlin G2, Feuer Markt 6-121V. Fernruf: Berlin G 2, Kupfergraben 1129. Anzeigen werden nicht aufgenommen.	46. Jahrgang
----------	--	----------------------------	--	--------------

Heraus zum Kampf um unser Recht!

I.

In Nr. 1 der „Buchbinder-Zeitung“ haben wir unseren Mitgliedern den Bericht über die Gründungsversammlung des neuen Scharfmacherverbandes in unserem Berufe wörtlich zur Kenntnis gebracht, um ihnen damit zu zeigen, welcher ernstesten Situation wir bei der kommenden Regelung unserer Lohn- und Arbeitsbedingungen entgegengehen. In diesem neuen Verband haben sich nicht nur alle die Kräfte aus unserem Unternehmerlager zusammengefunden, denen die absolute Verelendung unserer Kollegen und Kolleginnen und die Weiterführung der größten Schmutzkonzurrenz auf Kosten der Entlohnung fleißiger Arbeits-hände das Ziel ist, aufs innigste zu wünschen, sondern in noch größerem Maße auch eine Anzahl von Unternehmern und Unternehmerverbänden, deren Tätigkeitsgebiet in keinem Zusammenhang mit unserem Beruf steht. Seine Urheber fand der neue Verband in den erklärten Feinden einer menschenwürdigen Entlohnung unserer Kollegen und Kolleginnen, zum größten Teil also aus Unternehmern, die schon seit Jahrzehnten bei jedem Berufsangehörigen nach dieser Seite hin übel beleumdet sind. Die kritische Zeit vor elf Jahren fand sie alle im Maulloch, aus dem sie erst hervorkamen, nachdem sie merkten, daß der deutsche Arbeiter nichts anderes wollte, als nur seine Anerkennung als Mensch. Da waren sie auf einmal alle gute Wiedermänner, die sich mit den Vertretern der Arbeiterschaft an den Verhandlungstisch setzten und die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Belegschaften ihrer Betriebe reichstärklich zu regeln gerne bereit waren. Einzelne von ihnen trieben ihre so plötzlich gefundene Arbeiterfreundlichkeit so weit, daß sie sich einen maßgebenden Einfluß in den Verhandlungskommissionen zu sichern suchten. Die gewaltig aufstulende Organisationswelle hatte ihnen Angst und Schrecken eingejagt und ihre Arbeiterfreundlichkeit etwas künstlich befruchtet. So fanden sie sich denn bereit, auch in der Arbeiterschaft ihrer Betriebe Menschen zu sehen, die einen Anspruch auf ein menschenwürdiges Leben erheben durften.

Und heute? Heute wittern die gleichen Unternehmer, die sich damals aus purer Angst um das eigene persönliche Ich so schnell umstellen konnten, Morgenluft und versuchen nun ihrem ehemaligen Herrenstandpunkt wieder zum Durchbruch zu verhelfen. Heute ist ihnen der Arbeiter ihrer Betriebe nicht mehr der Mensch, der Anspruch darauf hat, auch als solcher behandelt und mit Lohn- und Arbeitsbedingungen ausgestattet zu werden, die auch ihm ein menschliches

Leben ermöglichen, nachdem sein Fleiß und sein Arbeitseifer dem Unternehmer zu gutem und vielfach allerbestem Wohlstand verholfen hat. Heute soll ihm der Arbeiter wieder nur das stumpfe Arbeitstier von ehemals sein, das aus Angst vor der Unternehmerpeitsche auf sein Menschenrecht verzichtet. Nur zu diesem Zweck hat sich jetzt der Teil unserer Unternehmer, der seine Lebensaufgabe in der ruindösesten Schmutzkonzurrenz auf Kosten des Arbeitslohnes sieht, organisatorisch zusammengefunden. Die mißliche berufliche Lage soll ihm dabei Helfershelfer sein, der Hunger der Arbeitslosen sein bester Bundesgenosse.

Der neue Verband beginnt seine Tätigkeit mit einer groben Irreführung der Öffentlichkeit. Sein Zweck soll sein die Zusammenschließung aller Opponenten gegen die Allgemeinverbindlichkeit des „Api“-Vertrages. Das müßte voraussehen, daß ihm angeschlossen werden die Unternehmer, die rechtmäßig unter den „Api“-Vertrag fallen. In seinem ersten Rundschreiben sagte der vorbereitende Aktionsausschuß des inzwischen gegründeten Verbandes:

„Nach Erkundigungen, die wir an maßgeblicher und fachkundiger Stelle eingezogen haben, besteht begründete Aussicht, den Kampf (um die Allgemeinverbindlichkeit des „Api“-Vertrages) zu einem erfolgreichen Ende zu führen, wenn an Stelle des bisherigen losen, auf Vollmachten beruhenden Zusammenschlusses eine verbandsmäßige Zusammenschließung der berechtigterweise mit der Tarifpolitik des „Api“ nicht einverständenen Mehrheit der Papier verarbeitenden Betriebe Deutschlands geschaffen wird.“

Nach dem gesunden Menschenverstand könnten also „anspruchsberechtigt“ im vorliegenden Sinne nur die Unternehmer sein, deren Betriebe bei Anerkennung des Lebensrechtes der in ihnen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen die Bestimmungen des „Api“-Vertrages einhalten müßten. Der neue Scharfmacherverband jedoch setzt die Unehrllichkeit der ehemals inorganisierten Gegner des „Api“-Vertrages fort, indem er unter seiner Fahne nicht nur diese etwaigen „Berechtigten“ sammelt, sondern darüber hinaus alles an sich zieht, was irgendeinen Grund zur Gegnerschaft gegen den „Api“ haben mag. Darum sind in seinem Vorstand Unternehmer und Unternehmerverbände vertreten, die mit dem „Api“-Vertrag noch niemals etwas zu tun hatten und auch niemals etwas zu tun haben werden. Weder der Arbeitgeberverband der deutschen Tapetenindustriellen, noch die vereinigten Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbände von Mittelschleifen und West-Oberschleifen oder der Verband der deutschen Tüten- und Beutelfabri-

lantens sind am „Api“-Vertrag interessiert, doch ihre Vorsitzenden gehören dem Vorstand des jetzt gegründeten Scharfmacherverbandes in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende an. Bei der mit den Verhältnissen nicht vertrauten Öffentlichkeit, in erster Linie wohl auch dem Reichsarbeitsministerium gegenüber soll dadurch der Glaube erweckt werden, daß die Zahl der „Einspruchsberechtigten“ groß genug sei, um die Allgemeinverbindlichkeit des „Api“-Vertrages zu Fall zu bringen. Das gleiche unsaubere Manöver ist ja auch seinerzeit bei den Verhandlungen über die Allgemeinverbindlichkeit im Arbeitsministerium gemacht worden. Durch die jetzige organisatorische Zusammenfassung aller dieser Firmen und Unternehmerverbände soll eine „mit der Tarifpolitik des „Api“ nicht einverständene Mehrheit“ gewaltsam geschaffen werden, um einer „begründeten Aussicht, den Kampf um die Allgemeinverbindlichkeit des „Api“-Vertrages zu einem erfolgreichen Ende zu führen“, den Boden zu ebnet. Daß diese bewußte und beabsichtigte Irreführung der Öffentlichkeit und des Reichsarbeitsministeriums aufgedeckt werden muß, ist selbstverständlich. Dabei kann ununterbrochen bleiben, inwieweit die einzelnen Unternehmer und Unternehmerverbände aus eigenem Antrieb oder unter Vorpiegelung falscher Tatsachen zur Mitgliedschaft im Verband der papierverarbeitenden Scharfmacher veranlaßt wurden.

Eine weitere beabsichtigte und bewußte Irreführung der Öffentlichkeit ist es, wenn im ersten Absatz der Richtlinien des neuen Verbandes gesagt wird, daß er „grundsätzlich auf dem Boden des Tarifgedankens“ stehe. Wer das von sich sagen kann und will, der kann nicht zur gleichen Zeit einem Verbandsangehörigen, der sich die Bekämpfung eines bestehenden Vertrages zum Ziel gesetzt hat, der muß sich vielmehr dem bestehenden Vertrag unterordnen und dadurch zur Gesunderung der wirtschaftlichen Lage im Beruf beitragen. Doch das ist es gerade, was der Scharfmacherverband nicht will. Seine Sehnsucht ist nicht der korporative Vertragschluß, sondern ein „freier Tarifvertrag“, bei dem es jedem Unternehmer oder jeder Gruppe von solchen grundsätzlich freigestellt bleiben soll, in welcher Form die tarifliche Regelung für die einzelnen Betriebe durchgeführt wird.

Das Ziel der Scharfmacher ist also ganz klar: Sie wollen nicht eine berufliche Ordnung in unseren Arbeitsstätten, die sich gründet auf geregelte und zu diesem Zweck vertraglich abgeschlossene, für alle zuständigen Betriebe geltenden Lohn- und Arbeitsbedingungen; sie wollen im Gegenteil das Chaos, das dem einzelnen Unternehmer Gelegenheit gibt, die Alleinherrschaft im Betrieb wieder reiflos auszuüben, über Lohn- und Arbeitsformen allein zu entscheiden und damit auf Kosten der Existenz unserer Kollegen und Kolleginnen Schmutzkonzurrenz in

der übelsten Form zu treiben ohne Rücksicht darauf, daß sie damit das Gewerbe völligem Ruin aussetzen. Damit aber zeigt sich die Gründung des neuen Scharfmacherverbandes als ein Schlag gegen unsere Organisation, die einzige Stütze und Hilfe unserer Kollegen und Kolleginnen der „Api“-Betriebe.

Arbeiter und Weltwirtschaft.

Ueber dieses Thema hielt Kollege Eggert vom ADGB vor kurzem in der Weltwirtschaftlichen Gesellschaft, Berlin, einen Vortrag, dem wir nachstehendes entnehmen:

Der Arbeiter wird seit langem durch die Schule der Gewerkschaftsbewegung unterrichtet von den wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Länder zueinander, die ihren Gesamtausdruck finden im gegenseitigen Gütertausch, im Welthandel. Er weiß, daß dieser Gütertausch gegeben ist durch die Verschiedenheit des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der internationalen Rohstoffe auf und in der Erde, nicht zuletzt durch die Größenunterschiede der Völker und der Flächenräume, die sie bewohnen. Der Arbeiter hat auch wiederholt seit Jahrzehnten die Erfahrung gemacht, daß Hochkonjunktoren oder Wirtschaftskrisen von einem Lande zum anderen und so zur Weltwirtschaft in einer Kette von Zusammenhängen ihre guten oder verhängnisvollen Wirkungen auslösen. Er sah häufig im Arbeitsmarkt des eigenen Landes die Einflüsse des Konjunkturstandes anderer Länder. Wenn der Absatz seiner Erzeugnisse auf dem Inlandsmarkt stockt, Kurzarbeit und Arbeiterentlassungen durchgeführt werden, dann wendet sich der Blick des aufgeklärten Arbeiters zwangsweise hinaus in die Welt und vor ihm erhebt sich die Frage, ob nicht draußen Absatzmärkte für die heimischen Erzeugnisse vorhanden sind. Der Preis dieser Erzeugnisse, ihre Festsetzungskosten, der darin enthaltene Lohn, dessen Kaufkraft usw. rücken dann noch vordringlicher als sonst in den Kreis seiner Betrachtungen. Und wenn ihm bei solchen Betrachtungen manches dunkel und hoffnungslos vorkommt, dann entstehen jene Entschlüsse, das Heimatland zu verlassen und auszuwandern in eine vermeintlich bessere Welt.

Aber noch stärker als in der Eigenschaft des Produzenten fühlt und erkennt der geschulte Arbeiter seine weltwirtschaftliche Verbundenheit in der Eigenschaft als Verbraucher. In der Einfuhr von Brotgetreide und sonstigen Nahrungsmitteln wie Kaffee, Tee, Tabak, Gewürzen sieht er sich in dem gewaltigen Flechtwerk verstrickt, das die Weltwirtschaft um die Kulturmenschen gespannt hat. Der deutsche Arbeiter kann nur innerhalb dieses weltwirtschaftlichen Flechtwerks bestehen, denn Deutschland vermag sein 65-Millionen-Volk nur unzulänglich aus den Erträgen der eigenen Landwirtschaft zu ernähren. Ferner ist Deutschland mit seinem Bezug von Rohstoffen für eine Reihe wichtiger Industrien völlig auf den Weltmarkt angewiesen. So ist der deutsche Arbeiter, will er sich auf diesem Boden erhalten und fortpflanzen, mit seinen ganzen Lebensbedingungen angewiesen auf eine möglichst umfassende reibungslose Funktion der Weltwirtschaft durch Verständigung und Zusammenarbeit der Völker.

In früheren Jahrzehnten lagen dem Hand- und Kopfarbeiter näher die Fragen der Sozialpolitik des eigenen Landes. Seine Organisationen, die Gewerkschaften, mußten zunächst ihre ganze Kraft der Organisation der Massen, der Kämpfe um Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen und dem Ausbau des

Tarifwesens widmen. Staat wie Unternehmer schlossen ihn von der wirtschaftspolitischen Mitarbeit aus. Mit dem Größerwerden seiner Organisationen und ihrer Bedeutung als Sachwalter der Arbeitskraft fielen ihm nach dem Kriege ganz von selbst wirtschaftspolitische und weltwirtschaftliche Aufgaben zu. Eine neue Welt war aus dem revolutionären Fegefeuer des Weltkrieges entstanden. Die einzelnen Länder waren voneinander abgeriegelt. Ungekannte Massenarbeitslosigkeit war hier und dort vorhanden. Ständige Arbeitslosenheere in den Industrieländern sind Erscheinungen der weltwirtschaftlichen Umschichtungen und Kräfteverschiebungen.

Der Arbeiter hat seinen handelspolitischen Standpunkt als Erzeuger wie als Verbraucher zu suchen. Er muß dabei anerkennen, daß die in der industriellen Entwicklung zurückgebliebenen Länder ebenfalls ein geschichtliches Anrecht nach industrieller Aufwärtsentwicklung haben. Nicht Senkung der hohen, Erhöhung der niederen Lebenshaltung — darum gehen seine Kämpfe. Sein Streben ist gerichtet nach internationaler Arbeitsteilung auf der Grundlage der bestgeeigneten Standorte der Produktionsstätten. Handelspolitisch ergeben sich manchmal eigentümliche Situationen. Doch Schwierigkeiten können nur gelöst werden durch Verständigung. Aus all dem ist zu ersehen, daß die Befassung mit den Fragen der Weltwirtschaft für den Arbeiter mehr bedeutet als eine allgemeine Interessennahme. Sie ist für ihn Lebensnotwendigkeit geworden. Zwang und Wille haben ihn daher zu der Forderung nach Demotransfierung der Wirtschaft veranlaßt.

Früher regelte sich die Wirtschaft weitgehend automatisch durch die gegenseitige Konkurrenz. Heute wird die freie Wirtschaft sichtlich durch die gebundene oder organisierte Wirtschaft verdrängt. Die Träger der gebundenen Wirtschaft: Kartelle, Konzerne, Truste, Monopole bedürfen im Allgemeininteresse einer wirksamen Kontrollinstanz. Die gleichartige Entwicklung, die der gebundene Kapitalismus in allen Ländern nimmt, ruft überall die gleichen Ansprüche der Arbeiterschaft nach einem Mitbestimmungsrecht hervor. Der wirtschaftsdemokratische Gedanke hat in Deutschland den sichtbarsten Ausdruck in der Errichtung des Reichswirtschaftsrats gefunden.

So wuchs für die internationale Gewerkschaftsbewegung die Aufgabe heran, gemeinsame Richtlinien für die wirtschaftspolitische Betätigung der Arbeiter aller Länder zu entwerfen. Das Programm des Internationalen Gewerkschaftsbundes zerfällt in einen internationalen und einen nationalen Teil. Gefordert wird, daß die wirtschaftlichen Einrichtungen beim Völkerbund zu einem internationalen Wirtschaftsamt unter entscheidender Mitwirkung der Arbeiterschaft ausgestattet werden. Die internationalen Kartelle und Truste sollen einer wirkungsvollen Kontrolle unterworfen werden. Eine wichtige Forderung ist die Angleichung der Arbeitsbedingungen zurückgebliebener Länder an die fortgeschrittenen. So wichtig aber auch diese Richtlinien sind, der innere Markt bleibt nach dem Programm das Kernstück aller Wirtschaftspolitik auch im weltwirtschaftlichen Sinne.

Der aufgezeigte Zusammenhang von Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik führt hinüber nach dem Internationalen Arbeitsamt. Dessen Aufgabe ist es, ungleichartige Behandlung der Arbeitskraft nach Möglichkeit zu verhindern. Das I.A. greift ein in die Gestaltung der sozialen Politik aller Länder. In ihm sind

die Beziehungen zwischen Sozialpolitik und Weltwirtschaft am stärksten versinnbildlicht. Eine große Anzahl von Übereinkommen sind von vielen Ländern ratifiziert worden. Also auch von der sozialpolitischen Seite ist der Arbeiter an der weltwirtschaftlichen Entwicklung lebhaft interessiert. Da Deutschlands sozialpolitische Gesetzgebung zu der fortgeschrittensten zählt, ist es unbegreiflich, daß die deutschen Unternehmer im internationalen Arbeitsamt gegen die Weiterentwicklung der Sozialpolitik in anderen Ländern ankämpfen. Die deutschen Gewerkschaften treten für eine Ausdehnung der sozialpolitischen Gesetzgebung auch in anderen Ländern nicht nur aus Gründen der Sozialpolitik ein, sondern auch aus weltwirtschaftlichen Erwägungen.

So sehen wir den deutschen Arbeiter in der Weltwirtschaft in seinen Nöten als Produzent, in seiner Abhängigkeit als Verbraucher, in seiner kritischen Stellung zur internationalen Handelspolitik und zum internationalen Kartellwesen. Wir sehen ihn ferner in der Rolle des glücksuchenden Auswanderers oder gewissermaßen als Träger der wandernden Arbeitskraft, und wir sehen ihn schließlich im Mittelpunkt umfassender internationaler Sozialpolitik. An der Überwindung der aufgetürmten Schwierigkeiten hat der Arbeiter einen bedeutenden Anteil. Er wird seine organisatorischen Kräfte auch fernerhin in den Dienst der weltwirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung stellen, zum Wohle seiner Klasse, dadurch aber auch zum Wohle von Volk und Völkern.

Zur Geschichte des Pergaments.

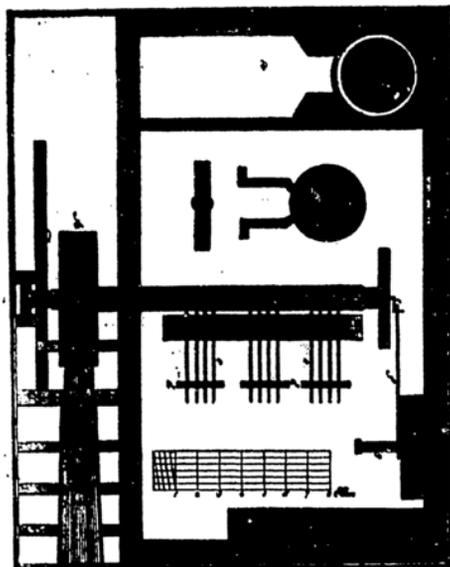
Der Gebrauch des Pergamentes zu Schreibzwecken ist uralte. Schon der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet in seinem fünften Buche, „Terpsichore“ betitelt, daß man in den ältesten Zeiten auf Hammel- und Ziegenfelle geschrieben habe. Sowohl Hebräer als auch Griechen bedienten sich solcher Felle. Als der Hohepriester Eleazar dem König Ptolemäus Philadelphus eine Abschrift der heiligen Schrift zusandte — so erzählt der Geschichtsschreiber Josephus — die durch 72 Dolmetscher in die griechische Sprache übersetzt wurde, rühmte der König die Feinheit der Haut (tenuitate membranae), auf welche sie geschrieben war. Das war bereits im Jahre 277 vor Chr. Das lateinische Wort „membrana“ bedeutet sonach die Haut; man unterschied eine membrana caprina, agnina usw., das ist eine Ziegen-, Lammhaut u. a.

Wenn man der Erzählung des Plinius Glauben schenken darf, dann ist das Pergament zu Pergamo erfunden worden, und zwar in der Zeit, als Ptolemäus Epiphanes die Ausfuhr des Papiers aus Ägypten verbot. Vielleicht aber waren die Einwohner der kleinasiatischen Stadt auch die ersten Züchter des Pergaments. Ums Jahr 200 vor Chr. regierte in dieser Stadt König Eumenes II., der Gründer der im Altertum berühmten Bibliothek zu Pergamo, auf die der ägyptische Herrscher Ptolemäus neidisch war, so daß er den Fortgang derselben dadurch zu hemmen versuchte, daß er die Ausfuhr von Papier verbot. Um diesem Mangel abzuwehren, verbeserte man die Zubereitungsart, um auf Tierhäuten schreiben zu können. Bald hatten die Einwohner dieser Stadt eine solche Fertigkeit erlangt, daß man das Pergament wegen seiner Haltbarkeit dem ägyptischen Papier vorzog.

Bald fertigte man das kostbare Pergament auch in Rom an. Cicero sagt, daß er die Ilias des Homer auf Pergament geschrieben und in einer Rucksacktasche verschlossen gesehen habe. Die Neuzeit hatte wenig an der Erfindung zu verbessern. Das gewöhnliche Pergament bereitete man auch in Deutschland im 18. Jahrhundert aus Hammelfell, das bessere aus Schaf- und Lammfell. Die Häute wurden im Winter gesammelt und im Frühjahr zugerichtet. Waren die Häute vollkommen trocken, geschabt und gerieben, dann konnten sie dem Buchbinder geliefert werden, der sie zu Einbänden, Bücherrücken usw. verwendete.

Eine Papiermühle aus dem 18. Jahrhundert.

Das im 18. Jahrhundert in Deutschland und in den meisten europäischen Staaten zur Verwendung gelangte Papier wurde aus Lumpen und Hädern bereitet, die vor ihrer Verarbeitung sorgfältig nach ihrer Herkunft sortiert wurden. Man machte meist drei große Unterschiede und sonderte sie in Leinen-, Baumwoll- und Wollzeug-Abfälle. Jede Sorte gab ihr eigenes Papier. Die Lumpen wurden in der Papiermühle zermalmt, entweder durch Walzen oder durch Stampfen. Die erstere Art nannte man nach ihrer



einzelnen aufgehangen. War das Papier für den Druck bestimmt, dann rechnete man 25 Bogen auf ein Buch, war es aber zum Schreiben bestimmt, dann wurden nur 24 Bogen auf ein Buch gerechnet, auch zog man die letzteren durch Leimwasser und presste sie nochmals sanft. Nach dem Trocknen wurden sie außerdem noch geglättet, entweder auf einer Marmorplatte oder durch ein an die Mühle angeschlossenes Walzwerk.

Eine deutsche Papiermühle bestand um 1800 aus folgenden Teilen: (Siehe Bild!)

- A) Das oberflächliche Wasserrad, das in diesem Bilde sechs Ellen hoch ist.
- B) Das Flußbett, die Wasserrinne.
- C) Der Fachbaum.
- D) Die Weibebant nebst Strathhölzern und Angewäge. Das sind die äußeren Teile der Papiermühle. Die inneren Maschinenteile sind folgende:
 - a) Die Daumen- und Wasserradwelle.
 - b) Der Hämmerstock.
 - c) Die Lage der Hämmer nebst ihren Armen.
 - d) Die Hinterstauden, worinnen die Hämmerarme liegen.
 - e) Ein Kurbelzapfen, an welchem die Stange (f) angehängt ist, welche auf der anderen Seite in einen Arm eingreift, der sich in der Rechenwelle (g) befindet, und wodurch der Rechen (h) in dem Troge (i) hin und her bewegt wird.
 - k) Die Zeugtasten.

- l) Grundriß der Butte, aus der die Papierbogen geschöpft werden.
- m) Grundriß der Pressschraube.
- n) Die Leimtüche.
- o) Der Leimkessel nebst dem umgebenden Mauerwerk.
- p) Das Mauerwerk des Gebäudes.

Großen Wert legte man auf das Reinigen der Lumpen. Allen Staub und Sand entfernte man mit Hilfe einer Lumpenreinigungsmaschine. Die Hauptsache bei der Erzielung eines sauberen Papiers aber war die Beschaffenheit des verwendeten Wassers. Helles und welches Wasser lieferte auch damals schon feineres und weißeres Papier als hartes Wasser, eine Tatsache, die jedem Papierfabrikanten bekannt war. Wenn aber trotzdem das holländische Papier besser war als das in deutschen Fabriken hergestellte, dann lag das daran, daß die Holländer ihr äußerst welches Moortwasser vor dem Gebrauche klärten. In großen Filteranlagen, die aus einer Reihe von mit Sand und Schlacken gefüllten Kästen bestanden, wurde das Wasser gereinigt. Der Papierfabrikant Kestersteijn in Krellwitz a. d. Saale war einer der ersten, der seiner Mühle eine derartige Kläranlage angeschlossen und so ein vorzügliches Papier erzeugte. Er fand bald Nachahmer, so daß es im 19. Jahrhundert nicht mehr nötig war, das gute Papier aus dem Auslande zu beziehen.

Arno Rapp-Leipzig.

Herkunft die holländische, die letztere aber war deutschen Ursprungs.

Man legte die Papiermühlen nicht an jedem Wasser an, denn zu hartes und eisenhaltiges Wasser konnte man in den Mühlen nicht verwenden, da aus ihm kein reines, sauberes Papier gefertigt werden konnte. Trotzdem fand man auch damals schon genügend brauchbares Wasser, denn um das Jahr 1800 zählte man schon einige hundert Papiermühlen, in Kursachsen in derselben Zeit gegen 80, die zum Teil recht gute Schreib- und Druckpapiere fabrizierten. Die feinen und besseren Papiere bezog man in dieser Zeit aus Holland, Frankreich und der Schweiz.

Die Verfertigung des Papiers in einer deutschen Papiermühle geschah auf folgende Weise:

Man sortierte die Hädern und Lumpen, zerschchnitt sie entweder mit dem Lumpenschneider oder zerhieb sie mit einem dazu gefertigten Beile und weichte sie einige Zeit in Wasser ein. Dann füllte man die Haderstücke in die Hammerstücke (siehe b auf unserem Bild). In jedem Loche arbeiteten zu gleicher Zeit vier Hämmer (c). Durch das Schlagen derselben wurden die Lumpen in einen breiartigen Zustand aufgelöst. Diese Masse nahm man dann heraus, legte sie in den Zeugtasten (k), vermischte sie mit etwas Kalt und ließ sie eine Zeitlang liegen. Das nannte man das „harte Zeug“. Man wartete, bis dasselbe in eine Art Fäulnis übergegangen war und tat es dann abermals in den Hammerstock, in dem es durch die Stampfen zu einem feineren Brei verarbeitet wurde, den man das „ganze Zeug“ nannte.

Das ganze Zeug schüttete man in den Rechen-trog (i), in dem man es mit einer verhältnismäßigen Wassermenge vermischte, wobei der Brei vollends aufgelöst wurde. Diesen schüttete man in die Butte (l), in der sich zur Erwärmung des Breies eine kupferne Wase befand, die die Masse immer flüssig hielt.

Aus der Butte schöpft man die Masse in Formen. Diese Formen bestanden in der Größe der zu fertigen Bogen aus einem gebohrten Rahmen, der mit einem Drahtgitter überzogen war. Das mitgeschöpfte Wasser ließ durch die Gitterfarm ab, während der Bogen auf derselben liegen blieb. Dann drückte man den Bogen auf einen nach seiner Größe eingerichteten Filz, auf dem er haften blieb und sich so von der Form löste. Einen ganzen Stoß solcher Bogen legte man dann unter die Presse, um das überflüssige Wasser vollends auszupressen. Erst dann konnte der Bogen trocken vom Filz abgenommen werden. Auf Trockenböden wurden die Bogen dann

Keine Katastrophopolitik!

Die gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen erlassen den nachfolgenden Aufruf:

Zu einer Zeit, in der Deutschland um Wirtschaftsgeltung und Lebensraum kämpft, wird von Unternehmerorganisationen und politischen Heißspornen eine Aktion unternommen, die einen neuen Schlag gegen den sozialen Staat und die Lebensinteressen der Arbeitnehmerschaft bedeutet. Die erwarteten Wirtschaftsvereicherungen des Young-Planes dienen dem Reichsverband der Deutschen Industrie in Dentschrift und Kundgebung zu einem Vorstoß, der abzielt auf den Abbau der Arbeitslosenversicherung, auf die Aushöhlung der übrigen Sozialversicherung, die Einschränkung des Schlichtungswesens, die Drosselung der öffentlichen Wirtschaft, die Abwälzung der Steuerlasten vom Kapital auf die Arbeit.

Mit den Schlagworten „Sicherheit der Rentabilität“ und „Kapitalbildung“ wird von der vereinigten sozialen Reaktion eine Panikstimmung erzeugt, als wäre die deutsche Wirtschaft unter der jetzigen Steuer- und Sozialpolitik in eine Katastrophe hineingeführt worden. Der Aufstieg der Wirtschaft im letzten Jahrzehnt beweist aber, daß Sozialpolitik und Sozialversicherung den wirtschaftlichen Fortschritt nicht gehemmt, sondern gestützt haben.

Die Gewerkschaften erkennen selbstverständlich die Notwendigkeit ausreichender Kapitalbildung an. Sie bekämpfen aber jene Politik, die einseitig die wirtschaftliche und politische Macht des Unternehmertums stärkt und die Kapitalbildung in den Sparkassen sowie bei den öffentlichen Körperschaften hemmt.

Unter dem Schlagwort „Finanzreform“ wird einseitige Besizentlastung gefordert, die andererseits eine Mehrbelastung der beschlossenen Volksmassen zur Folge haben muß. Eine solche Verschiebung in der Verteilung des Sozialproduktes zugunsten der besitzenden Klassen widerspricht nicht nur den Interessen der deutschen Arbeitnehmerschaft, sondern auch dem Wohle der deutschen Gesamtwirtschaft. Sie würde die Kaufkraft der breiten Volksmassen herabdrücken, den Binnenmarkt

einengen, eine allgemeine Krise herbeiführen und damit erst die Wirtschaft „ans Ende ihrer Kraft“ bringen.

Ausgangspunkt der Finanzreform muß die schwierige Lage der öffentlichen Finanzen sein. In erster Linie ist der ständige Fehlbetrag, der das Reich in entwürdigende Abhängigkeit von den Banken gebracht hat, unbedingt zu decken. In der Zukunft darf der Haushalt nicht „am Rande des Defizits“ stehen. Er muß die Mittel sicherstellen für die Aufgaben, die der Gesellschaft durch den technischen Fortschritt auf sozialen und kulturellem Gebiete dauernd erwarhen.

Die unberufenen Eingriffe des Reichsbankpräsidenten in Fragen der Regierungspolitik haben die bestehenden Schwierigkeiten noch verschärft. Zu wiederholten Malen hat er notwendige Anleihen der öffentlichen Wirtschaft hintertrieben und sich damit zum Schrittmacher des Privatkapitals im Kampfe gegen die öffentlichen Betriebe gemacht. Die Gewerkschaften fordern, daß mit der Finanzreform auch die Wiederholung derartiger Eingriffe unterbunden wird.

Im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit erkennen die Gewerkschaften an, daß im Interesse der Arbeiterschaft auch den Lebensnotwendigkeiten der Wirtschaft Rechnung getragen werden muß. Im Gegensatz zu einer solchen Verantwortlichkeit schrecken maßgebende Kreise des Unternehmertums gegenwärtig nicht davor zurück, eine unbegründete Krisenstimmung zu erzeugen, die geeignet ist, die Wirtschaft in erheblichem Umfange zu erschüttern.

Indem die Gewerkschaften eindringlich vor der Fortsetzung einer solchen befehrlichen Politik warnen, sehen sie sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß eine unsoziale Umlagerung der wirtschaftlichen Lasten aus der Einkommensverteilung nicht vor sich gehen kann, ohne eine Ära neuer schwerer sozialer Kämpfe heraufzubeschwören.

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund,
Grafmann.

Allgemeiner freier Angestelltenbund.
Aufhäuser.



Zur Unterhaltung

Schicksale.

Von Rudl Eims.

Verlaushes Nachtgespräch.

Es war in einer jener lauen Sommernächte, in denen erst im Morgenräucher Kühle zwischen die Häuserzeilen sinkt. Ich lag noch wach im Bett. Die leuchtenden Zylinder meiner kleinen Weckeruhr kündeten die zweite Stunde. Manchmal preßte sich ein leiser Wind gegen die Gardinen des geöffneten Fensters. Dann konnte ich durch einen Spalt die Sterne über dem Dach des gegenüberliegenden Hauses sehen.

Schritte kamen auf der Straße. Ein Mädchen trällerte eine Melodie, die ich schon oft in Kaffeehäusern gehört hatte. Dort steckte sie den Schlüssel in die Haustür unter meinem Fenster. Röcheln und Flüstern wehte zu mir herauf.

„Mein! . . . Frisch, das kann ich nicht . . .“ Deutlich fielen diese Worte in die Stille. Die Stimme? Richtig! Das war Käthe Merken, die über mir ein möbliertes Zimmer bewohnte. Ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen. Ihre Eltern wohnten in einem Provinznest. Seit einem Jahr arbeitete Käthe im Büro des Stadtrats Verbingers als Stenotypistin. Ich unterhielt mich manchmal mit ihr, wenn ich ihr abends in der Straßenbahn begegnete.

„Füllt doch gar nicht auf, wo alles verreiselt ist . . .“ sagte nach einer Pause der Mann vor der Haustür. Dann klang seine Rede nur noch verwaschen an mein Ohr und es blieb wieder einige Zeit ruhig.

„Aber verstehe mich doch . . . Ich würde meine Stellung verlieren, wenn etwas passiert . . .“ Schluchzte sie nicht? Wieder erstarben Säße in einem Gemurmel.

„Käthe . . .!“ Werben und fordernd wurde der Name ausgestoßen. Zärtlichkeit, Güt und Drohung schlangen darin. Ich kannte diesen Tonfall und mußte an meine jungen Jahre denken. Hatte ich nicht in solcher Situation ähnlich gesprochen?

Pflichtlich wurde die Tür geschlossen. Ich erhob mich und schaute durch das Fenster. Die Straße lag leer im Mondschein. Zwei Katzen kreischten in einem Vorgarten auf.

Nach einer Weile tappten Tritte über die Decke meines Zimmers. Sie wurden gedämpfter. Bloße Füße huschten über knarrende Dielen . . .

Es mochten wohl drei Wochen vergangen sein, als ich Käthe Merken wieder einmal traf. Sie erschien mir wortkarg und bedrückt. Und eines Tages erklärte mir meine Wirtin: „Die junge Dame von oben ist ausgezogen.“

Monate verstrichen. Der Winter war vorüber. In den Anlagen blühten Schneeglöckchen . . . Da fielen mir eines Tages in der Zeitung unter der Rubrik „Aus den Gerichtssälen“ die kleingedruckten Zeilen auf:

— und in geschlossener Sitzung wurde die Stenotypistin Käthe M. wegen Verbredens gegen das keimende Leben zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Das Gericht billigte die bisher Unbescholtenen eine dreijährige Bewährungsfrist zu.“

Kein Zweifel — ein Lebenszeichen von ihr. Und ich dachte lange an eine Nacht; an bloße Füße, die über knarrende Dielen huschten.

Mutter Bärwinkel.

Im Norden der Stadt, wo die Prokretarier wohnen, liegt eine kleine, dunkle Gasse — der Weberweg. Ein Stück Altstadt. Kleine, schmutzgraue Gebäude. Wie Blutsfleckchen leuchten die Stellen, an denen der Putz heruntergefallen ist. Fenster, in denen nur selten eine Blume sproßt. Die Leute in den schmalbrüstigen Häusern kennen sich alle untereinander und wissen um die Sorgen und Nöte des anderen.

Im Haus Nr. 43 wohnt die Mutter Bärwinkel. Sie verlor im Kriege ihre beiden Söhne. Man erzählt

sich, daß sie, als ihr der Kompagnieführer den Tod ihres Kurt mitteilte, aufschrie und sagte: „Auch mein Jüngster kommt nicht wieder.“ Sie sollte leider recht behalten. Walter fiel im Oktober 1918, wenige Tage vor dem Waffenstillstand. Seit jener Zeit galt Mutter Bärwinkel im Weberweg als eine tapfere Frau, denn niemand hatte in ihren Augen Tränen gesehen. Sie weinte ihren Schmerz in sich hinein.

Jeden Tag, wenn die Laternen schon längst brannten, kam die Sechzigjährige aus dem Stadtzentrum zurück. Sie sortierte dort in einer großen Altwarenhandlung Lumpen und reinigte nach Feierabend die Büros. Der Verdienst war gering. Immer trottete sie müde und zerschlagen nach Hause.

Kein Mensch ahnte, wie schwer ihr Dasein war. Mutter Bärwinkel war eine stille Frau. Niemals klagte sie über ihre Not. Sie schwieg auch dann, als ihr der Hausherr, dem sie seit zwei Monaten die Miete nicht gezahlt hatte, mit der Exmittlerung drohte. Und niemand wußte, daß sie noch heute schwer an dem Verlust ihrer Söhne trug.

Die größte Sorge wurde Mutter Bärwinkel durch ihren Mann bereitet. Ein heruntergestürzter Eisenträger hatte ihm vor Jahren das Rückenmark verlegt und ihn für immer arbeitsunfähig gemacht. Ein Krüppel! Er konnte nur die farge Invalidenunterstützung zum Lebensunterhalt beisteuern. Meist aber auch das nicht. Immer mehr ergab er sich dem Trunk, und nicht selten blieb die Rente bis auf den letzten Groschen in der Kneipe am Ende der Gasse.

Morgen war wieder der Erste. Die Miete mußte bezahlt werden. Wenn aber der Mann die Rente vertrank? Angst froh in ihr hoch.

„Leg' das Geld in den Tischkasten, wenn du es abgehoben hast, Emil . . .“ bat sie in der kleinen Kammer, ehe sie sich zum Schlafen legte.

„Was du nur hast! . . .“ Werd's schon heimbringen“, kam es verdrossen neben ihr aus den Rissen.

Mutter Bärwinkel konnte am nächsten Tage kaum den Feierabend erwarten. Atemlos kam sie heim. Sie zündete das Licht an. Mit unsicheren Händen zog sie den Tischkasten auf. Das Geld war nicht da. Erschöpft fiel sie auf einem Stuhl zusammen.

Wenige Minuten später schlurste die weißhaarige Alte der Kneipe zu. Schon von weitem hörte sie grölende Stimmen. Verlegen tastete sie sich an den Stühlen vorüber nach dem Büfett und legte die Hand auf den Arm ihres Mannes. Sie sprach zu ihm. Er lachte betrunken auf, schüttelte unwillig den Kopf und streckte ihre leeren Hände hin. Niemand nahm in dem überfüllten Lokal von dieser kurzen Szene Notiz.

Dann stand sie wieder auf dem buckligen Pflaster. Die Füße waren ihr schwer wie Blei. Sie schleppte sich leuchtend nach Hause. Aus dem Wohnzimmer trug sie den Lehnstuhl in die Küche. Morgen würde der Hausherr in barschem Tone die Miete verlangen. „Ich kann nicht zahlen, mein Mann hat . . .“ hörte sie ihre eigene Stimme. Sie sah im Geiste, wie Männer in blauen Blusen ihre Möbel auf die Straße stellten. Einige Nachbarn schauten aus den Fenstern. Und der kleine bucklige Schuster Barbuhke im Parterre meinte bedauernd: „Schade, daß die Mutter Bärwinkel zielehen muß . . .“ Bild wucherten ihre Gedanken durcheinander.

Seufzend ging sie zum Fenster, ließ den Vorhang herunter, drehte das Licht aus, ging noch einmal nach dem Herd und setzte sich dann in den Lehnstuhl. Nach einer Weile legte sie ein glückliches Lächeln auf ihr Gesicht — — —

In der Zeitung, die am nächsten Mittag erschien, fand eine kleine Notiz:

„Mit Gas vergiftete sich die sechzigjährige Henriette Bärwinkel, Weberweg 43. Das Motiv zu dem Selbstmord ist ungeträgt.“

Tag für Tag stehen in den Zeitungen Notizen, für die der Setzer Pett- oder Rotonetttypen verwendet. Tatsachen werden registriert. Ein Selbstmord, ein

Unfall, ein kleiner Prozeß. Wir streifen diese kleinen Nachrichten nur flüchtig. Wir lesen lieber die Sensationen im Fettdruck: „Der Zeppelin umkreist die Erde.“ „Im Haag wird über Völlergeschichte entschieden.“ „Eine Pulverfabrik flog in die Luft.“ „Es gab Tote bei einem Eisenbahnunglück.“ Notizen in Pettzellen — das sind Alltagschreien. Man liest darüber hinweg und denkt nicht daran, daß sich hinter jeder dieser kleinen Zeilen ein tragisches Menschenschicksal verbirgt.

Rauchst du?

Dialog im Konsumladen, erlaucht von Gustav Giblin.

„Liebe Frau Müller! Sie sind doch auch ein treues Mitglied im Konsum-Verein! Und Ihr Mann raucht doch Zigarren und Zigaretten vom frühen Aufstehen bis zum Schlafengehen. Warum kauft er seinen Bedarf nicht im Konsum-Verein?“

„Das ist doch eine reine Männerfrage! Mein Philipp kauft sich seine Zigarren und Zigaretten dort, wo er gerade ist.“

„Haben Sie, Frau Müller, schon einmal darüber nachgedacht, wieviel Geld da unnütz vergeudet wird? Ihr Mann verbraucht doch pro Tag mindestens für 50 Pfennig.“

„Viel mehr, mindestens das Doppelte.“

„Na, bleiben wir nur bei der halben Mark, das macht im Jahr 200 Mark. Wenn Sie Ihrem Mann regelmäßig Zigarren und Zigaretten aus dem Konsum mitbringen, vorausgesetzt, daß er sie nicht selbst holen will, dann haben Sie allein an Weihnachten acht Mark mehr Rückvergütung. Dafür können Sie sich schon beinahe eine Gans unterm Weihnachtsbaum leisten.“

„Recht haben Sie, Frau Nachbarin.“

„Mit den acht Mark mehr Erspartem ist es aber nicht getan. Die GGG. hat ihre eigenen Zigarren- und Zigarettenfabriken. Je mehr wir aus unseren eigenen Fabriken kaufen, desto besser können unsere Fabriken arbeiten, desto mehr können unsere eigenen Fabriken leisten.“

„Unsere Fabriken, Frau Nachbarin?“

„Ja, unsere Fabriken sind es, die wir unterstützen, denn die Zündholzfabriken der GGG., die Seifenfabrik der GGG. usw. gehören allen Mitgliefern. Kaufen Sie, liebe Frau Müller, Ihre Seife, Ihre Nudeln usw. nicht im Konsum, dann unterstützen Sie nur das Großkapital, den geschworenen Feind der werktätigen Bevölkerung. Und was die Zigarren, Zigaretten und den Rauchtabak anbetrifft, die Ihr Mann konsumiert, so wird mein Mann Ihrem Philipp schon bezeugen können, daß die Zigarren und Zigaretten der GGG.-Fabriken keinen Vergleich mit den Fabrikaten der großen Zigarren- und Zigarettenkonzerne des Privatkapitals zu scheuen brauchen.“

„Recht haben Sie, Frau Nachbarin.“

„Halt, was ich Ihnen noch sagen wollte, Frau Müller, ich habe kürzlich gelesen, daß in Deutschland jedes Jahr von den Männern und Frauen (die rauchen heute auch ziemlich viel) für viele hundert Millionen Goldmark verbraucht wird. Ja, es soll sogar in die Milliarden Goldmark gehen.“

„Kann glaublich!“

„Und doch ist es so. Da stellen Sie sich, Frau Müller, einmal vor, wie sich der Umsatz unseres Konsums rapid steigern würde, wie viele lauzende, ja zehntausende Arbeiter in eigenen Betrieben arbeiten könnten, wenn wir unsere Männer dazu erziehen könnten, sich all ihr Rauchmaterial aus unserm Konsum mitbringen zu lassen.“

„Recht haben Sie, Frau Nachbarin, ich werde meinen Philipp dazu erziehen!“

„Brav, Frau Müller.“

„Herr Lagerhalter! Geben Sie mir gleich mal 25 Zigaretten zu 5 Pfennig und 5 Zigarren zu 15 Pfennig das Stück.“



Moderne Ode.

Sträuben sollen wir uns wider das Eisenjoch,
dem der Gewohnheit Schmutz die Würde des
Alters lieh —

Wen das steigende Licht grüßt,
nie sehn' er die Nacht zurück!

Feigheit knechtet die Zeit, beuget der Nacken
Kraft:

wagt, o wagt es mit mir, frei zu bekennen,
was längst der kühnere Blick sah,
längst allen im Busen lebt!

Heilig gelten der Zeit die Rechte des Alters nur.
Was da bestand vordem, heißt sie bestehenswert.
Heilig gelten der Zeit nicht
Treupflichten des eigenen Sinns.

Sträuben wollen wir uns wider das Eisenjoch,
dem der Gewohnheit Schmutz die Würde des
Alters lieh —

Wen das steigende Licht grüßt,
nie sehn' er die Nacht zurück!

Otto Erich Hartleben.

Die Bewertung der Arbeit im Wandel der Zeiten.

Die Arbeit, die Quelle aller Werte, ist im Wandel der Zeiten nicht gleichmäßig geachtet worden. Die Ideen über die Arbeit waren im Altertum politisch-sozial, im Mittelalter religiös-ethisch und heute technisch-ökonomisch. Die Sklaverei ist aus der politischen Arbeitsideologie des Altertums verständlich. Die Bewertung der Arbeit hat sich nicht nach ihrem Ertrage gerichtet, sondern nach den Ehren, die sie brachte: Hinter Krieg und Raub, die dem König und der obersten Klasse vorbehalten waren, folgte der Ackerbau und erst im weiten Abstand die des freien Bürgers unwürdige gewerbliche Tätigkeit. Die Arbeitsteilung war im Altertum ein nur auf das staatliche Leben bezogenes Problem.

Der Mensch der Antike hat die Handarbeit verachtet. Das Christentum schuf hier eine Umwertung und so erwuchs die Arbeitsideologie des Mittelalters, in der die körperliche Arbeit geehrt wurde. Die Arbeit soll nach der christlichen Lehre eine Tugend sein.

Einen entscheidenden Einfluß auf die Arbeitsbewertung haben die mittelalterlichen Klöster ausgeübt. Die Klosterwirtschaft war scharf rationalisiert und auf Steigerung der Produktion gerichtet. Dem geistlichen Orden sind die Zünfte nachgebildet, auch sie waren ursprünglich geistliche Brüderschaften und verfolgten neben den wirtschaftlichen auch religiöse Ziele. Am entscheidendsten auf die Arbeitsgestaltung waren die Ideen der Calvinisten und der Puritaner. Der Calvinismus war der Wegbereiter des Kapitalismus. Die Eckpfeiler dieser Lehre war das Streben nach besseren Arbeitsmethoden und Arbeitserfolgen. Wer keinen wirtschaftlichen Erfolg hatte, gehörte nicht zu den

den Auserwählten, er wurde nicht unterstützt, sondern mit Zucht und Strenge behandelt.

Die Verbindung zwischen Religion und Arbeitsideologie löste sich im 18. und 19. Jahrhundert. Die Bewertung der Arbeit wurde hinfort durch Technik und Wirtschaft bestimmt. Der Mensch sank zum Produktionsmittel herab, seine Arbeit zum Rechenwert, denn sie wurde für den Wert der Ware mitbestimmend. Die Maschine mechanisierte die Arbeit. Ist sie Automat, so ist sie auch Autokrat, denn sie macht den Menschen zu ihrem Diener. Sie schafft den Gleichakt der Arbeit. Die Arbeitsteilung richtet sich nach den Bedürfnissen der Technik, nicht nach den des Menschen. Die Maschine vereinfachte die Arbeit, so daß vielfach ungelernete und jugendliche Arbeiter an die Stelle des gelernteren treten konnten. So gilt heute in der Wirtschaft das Schlagwort von der neuen Sachlichkeit, vor der die Menschen zurückzutreten haben. Doch diese Entwicklung verstoßt gegen die Menschenwürde. Zu fordern ist, daß sie vor dieser halt macht.

So hat sich die Bewertung der menschlichen Arbeitskraft im Laufe der Zeit geändert. Doch auch heute noch ist die Anschauung weit verbreitet, daß die körperliche Arbeit etwas Erniedrigendes sei. Allgemein ist das Bestreben, möglichst keine körperliche Arbeit leisten zu müssen. Und doch erhebt sich auf der körperlichen Arbeit, die Millionen Menschen täglich zu leisten haben, das ganze Gebäude der Wirtschaft, des Staates und des Gesellschaftslebens. Es dürfte erst einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die Arbeit als das in den Gedankenkreis einzustellen, was sie ist: die Quelle aller Kultur. Arbeit und Kultur sind unlösliche Begriffe und nur beide gemeinsam schaffen einen höheren Gesellschaftszustand. Eine neue Gesellschaftsordnung, die wir die sozialistische nennen, wird diese Erkenntnis verwirklichen. X.

Falsches Geld.

In der letzten Zeit hat die Herstellung von falschem Geld stark überhand genommen. Die Unschädlichmachung der Falschmünzer gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Kriminalpolizei. Unter Falschmünzern versteht man solche Personen, die Geld fälschlich anfertigen oder echte Münzen verfälschen, indem sie den Metallgehalt verringern.

Der Fälscher im großen Stile vermag sich natürlich leichter vor unberufenen Blicken zu sichern als der kleine Münzverfälscher, der seine Handwerkstätte als Laboratorium benützt oder gar das Metall im Küchenofen schmilzt, was er schwer vor Neugierigen verbergen kann.

Metallgeld wird viel häufiger verfälscht als Banknoten, denn die Banknotenfälschung erfordert so viel Sachkenntnis, Betriebskapital und Mühe, daß sich nicht leicht jemand zu dieser Tätigkeit entschließt. Dann handelt es sich bei Banknoten doch immer um größere Beträge, bei denen der Empfänger mehr Vorsicht an den Tag legt als im Verkehr mit den Scheidemünzen.

Diese größere Sorglosigkeit im Metallgeldverkehr bringt es mit sich, daß es gewöhnlich längere Zeit

dauert, bis etwas vom Auftauchen neuer Fälschitate bekannt wird. Sehr häufig entledigt sich der Empfänger falschen Metallgeldes stillschweigend deselben durch Weitergabe, um sich Schaden und Lausereien zu ersparen. Dabei vergegenwärtigt er sich aber nicht, daß er mit der Weitergabe des falschen Geldes eine strafbare Handlung begeht. Vielfach erkennen die Empfänger falscher Münzen diese aber wirklich nicht als Fälschitate und verbreiten sie im guten Glauben weiter. Das ist besonders dann der Fall, wenn die falschen Münzen durch Prägung hergestellt sind. Derartige Münzen werden oft aus dem vorgeschriebenen Metall und im selben Gewicht hergestellt, wobei sich der Fälschmünzer mit dem Gewinne des Staates begnügt. Es gehört dann ein Sachverständigenauge dazu, um kleine Verschiedenheiten gegenüber der echten Münze zu erkennen.

Werden die Münzen jedoch nur durch Guß hergestellt, dann gibt es verschiedene Mittel, um falsches vom echten Geld zu unterscheiden. Der hellere Klang spielt dabei eine viel geringere Rolle, als man gewöhnlich meint. Wenn die Metallmasse z. B. beim Schmelzen Risse oder Blasen erhielt, dann ist das Geldstück trotz seiner Echtheit völlig klanglos. Silbermünzen bekommen ferner einen bleiernen Klang, wenn sie mit Quecksilber in Berührung kommen. Es ereignet sich gar nicht selten, daß Personen als Herausgeber vermeintlich falscher Münzen angehalten werden, die hinterher vom Münzamt als echt, aber münzungen bezeichnet werden. In den Münzstätten wird daher jede Münze, bevor sie die Prägeanstalt verläßt, durch Aufwerfen auf eine Steinplatte auf ihren Klang geprüft. Das Erkennen des Klangunterschiedes erfordert ein geübtes Ohr. Dagegen ist auf Gestalt, Größe, Farbe, Gewicht und Geruch wohl zu achten.

Wie arbeiten nun die Fälschmünzer? Wie schon gesagt, wird ein Teil der falschen Münzen geprägt. Das kann nur mit Stahlmaschinen geschehen. Der Münzgießer dagegen macht in Gips oder Formsand Abdrücke beider Seiten, verbindet hierauf beide Hälften und läßt nur eine kleine Öffnung, durch die er das flüssige Metall eingießt. Dadurch entsteht dort, wo die beiden Formhälften aneinanderschließen, eine hervorstehende Naht, die sogenannte Randnaht, die der Fälscher durch Feilen oder Polieren zu entfernen trachtet, ebenso wie den Metallzapfen, der dort übrigbleibt, wo die Masse eingegossen wurde. Man wird deshalb an diesen Stellen gewisse Spuren finden. Mindestens fehlt dort die Randgravierung oder Riffelung, wenn eine solche überhaupt vorhanden war. Durch Guß hergestellte Münzen zeigen außerdem gewöhnlich verschiedene Unebenheiten der Oberfläche — Rauheiten und Bläschen — auch lassen sie die Schärfe der Konturen, wie man sie bei den geprägten Münzen sieht, vermissen.

Die Farbe der Münzen aus unedlem Metall weicht in der Regel sehr stark von der echter Münzen ab, und wenn der Vergleich mit einer echten Münze, vielleicht infolge stärkerer Abnutzung, nicht sofort zum Resultat führt, dann erkennt man doch sicher diese Fälschitate, wenn man sie zwischen eine Reihe echter steckt und die Farbe der Ränder vergleicht. Den Glanz sucht der Fälscher durch Putzen und Kratzen herzustellen, so daß derartige Fälschitate im Anfang einen auffallend starken Schimmer zeigen, der auch den vertieften Stellen, der Schrift und dem Bild anhaftet, was bei echten Münzen nie der Fall ist.

Durch Anfühlen — vielleicht am schärfsten durch dieses — kann man gleichfalls Fälschungen erkennen. Die Fälschungen aus Zinn oder Zinnmischungen fühlen sich fettig, die mit Quecksilber weißgerlebten schlüpfrig, die verillberten oder polierten glatt an. Im übrigen weisen sämtliche gegossenen Münzen eine rauhe Oberfläche auf.

Das Wichtigste bei der Ausforschung von Falschmünzern ist eine gute und genaue Kontrolle aller wegen Münzverbrechen vorbestrafter oder aus solchen Anlässen verdächtiger oder angehaltener Personen, denn kein Verbrecher kehrt mit solcher Hartnäckigkeit zu seinem Metier zurück wie der Falschmünzer. Auch muß die Polizei durch einen Nachrichtendienst genau wissen, wann und wo falsche Münzen verausgabt wurden. Auf einer Karte werden dann die betreffenden Orte und Plätze eingeriegelt und allmählich ergänzt. Diese Methode hat insbesondere bei lokalen Münzverbrechen schon sehr gute Resultate gebracht. Durch immerwährendes Aufzeichnen der Aufenthaltsorte ergeben sich auf der Karte bald „Herde“, in denen der Falscher gesucht werden muß.

Diese Karten werden auf allen Polizeipräsidien geführt. Man kann aus ihnen erkennen, ob es sich nur um eine lokale Erscheinung handelt, oder ob die Falscher das ganze Reich mit ihren Erzeugnissen überschwemmen.

Schneller Nachrichtendienst ist von Wert, um aus dem Zustande der Falschmünzerei zu beurteilen, ob mit ihrer Herstellung noch Fortgeschritten wird oder nicht. Raffinierte Falscher erzeugen erst die ganze Summe, bevor sie mit der Ausgabe beginnen. Die Taktik der Verfolgung ist eine ganz andere, wenn man weiß, daß noch irgendwo eine Falschmünzwerkstätte in vollem Gange ist, als umgekehrt. Endlich ist es auch wichtig, zu wissen, wie viele Stücke gleicher Art aufgetaucht sind. Man erkennt daraus, ob es sich um einen oder mehrere Täter handelt. Hierbei müssen die Jahreszahl, das Münzzeichen, die Nummern, Fehler und andere Eigentümlichkeiten genau beachtet werden. Bis zur Festnahme des Täters jedoch ist es dann noch ein weiter Weg. Wenn der Bezirk abgesteckt ist, was ja nicht immer gelingt, dann beginnt erst die Suche nach den Falschmünzern. Unter ihnen faßt man wieder nach denjenigen, die die erforderliche Uebung und Geschicklichkeit haben, denen man den Besitz der nötigen Materialien und Maschinen zutrauen kann. Unter diesen sucht man wieder jene, die sich irgendwo auffällig gemacht haben.

Walter Jenßch.

Bei den einsamen Männern in der Wasserwüste.

Eine Fahrt zu den Feuerschiff- und Leuchtturmwärtern.

Grau triebt über Bremerhaven der Morgen des Herbsttages herauf. Regen und Wind liegen in der Luft, die nach Seefalz, Tang und Fischen riecht. Es ist 6 Uhr morgens. Langsam legt der Tonnen dampfer „Wefer“ von der Geestkaje ab.

Bei Südwestwind geht es auf die Weser hinaus. Die Leuchtfeuer der Hafeneinfahrten blinzeln in den grautrüben Morgen. Einförmig blinken Leuchtbojen auf und erlöschen wieder. Aus dem Hafen ragen die wichtigen Formen des Riesen dampfers „Columbus“ auf. Die ersten Möven segeln hinter dem seewärts fahrenden Tonnen dampfer her.

„Auf See gibt es keine Wegweiser,“ sagt man scherzweise. Auf dem Ozean ist der Kapitän auf seine Navigationsinstrumente angewiesen. In der Nähe der Küste und an den Strommündungen aber gibt es alle Arten von „Wegweiser“: Leuchttürme, Feuerschiffe, Baken, Tonnen und Bojen. Sie zeigen bei Tag und bei Nacht den Schiffen den Weg zum sicheren Hafen oder ins offene Fahrwasser. Von Zeit zu Zeit müssen alle diese Seefahrtszeichen, die dauernd der Gewalt der Wogen und der zerstörenden Einwirkung des scharfen Seewassers ausgesetzt sind, kontrolliert, repariert oder erneuert werden. Auch müssen die Mannschaften der Feuerschiffe und Leuchttürme draußen in der Wasserwüste abgelöst und mit neuem Proviant versehen werden. Das besorgt der Tonnen dampfer.

Die meisten Passagiere an Bord des Tonnen dampfers sind Feuerschiff- und Leuchtturmwärter, die zur Ablösung hinausfahren. Es sind Seeleute mit straffen, ernsten Gesichtszügen. Ihr Beruf, draußen monatelang in der Einsamkeit zu sein, hat die meisten von ihnen schweigsam gemacht. Sie sprechen nur das Notwendigste miteinander, und sonst schweift ihr Blick über das Wasser hinweg. Nur schwer bringt man sie zum Sprechen; oft muß man ihnen jeden Satz aus dem Munde holen.

Ein recht wenig beneidenswertes Leben, das sie draußen auf dem Wasser führen! Acht Wochen lang müssen sie auf ihrem für die Schiffsahrt so wichtigen Posten an Bord des ewig schaukelnden, vor Anker liegenden Feuerschiffs oder auf dem winzigen Raum des Leuchtturms bleiben. Alle vier Stunden müssen sie Wache tun, den Signaldienst für die Schiffsahrt wahrnehmen. Wenn die acht Wochen herum sind und der Tag der Ablösung da ist, dann erhalten sie vier Wochen Urlaub, werden — soweit das möglich ist — an Land gefahren und können bei ihren Familien bleiben, bis es wieder zurückgeht zur „Dase“ in der Wasserwüste. Die Ablösung ist bei stürmischem Wetter oft mit Lebensgefahr verbunden.

Das erste Ziel unserer Fahrt taucht vor uns auf und wird angesteuert: Feuerschiff Bremen. Der Wellengang ist lebhafter geworden, der Tonnen dampfer macht die ersten herzhaften Auf- und Abbewegungen. Die ersten Spritzer gehen über Deck. Wenige hundert Meter trennen uns von dem Feuerschiff, wo die Mannschaft ein kleines Ruderboot kramt und zu Wasser läßt. Das Boot tangt auf und ab, und die vier Mann, die vom Feuerschiff abgelöst werden sollen, müssen sich mit ganzer Kraft in die Riemen legen, um die Ruchshale vom Fled zu bringen. Schließlich haben sie unseren Dampfer erreicht. Seht heißt es aufpassen, daß Dampfer und Ruderboot, die beide hin- und hergeworfen werden, nicht zusammenprallen. Der Zeitraum zwischen zwei Wellenstößen muß benutzt werden, um Gepäck und Koffer der Ablöser an Bord des Dampfers zu reichen. Mit großer Geschicklichkeit verläßt einer nach dem andern das Boot, und in wenigen Augenblicken ist die Ablösungsmannschaft mit dem Gepäck im Boot. In Kisten, Kasten, Flaschen und Säcken wandern dann noch die Proviantvorräte an Bord. Raum ist alles übernommen — „Klatsch!“ da zischt ein Spritzer über den Bootsrand weg. Rasch legt das Boot ab, und wieder müssen die Leute schwer arbeiten, bis sie beim Feuerschiff sind. Die Ablösung ist glücklich beendet. Ein Händewinken hinüber und herüber — langsam setzt unser Tonnen dampfer die Fahrt fort.

Kurs zum Rotefand-Leuchtturm! Die „leichten Winde“ haben sich allmählich zum Sturm ausgewachsen. Die Wellen gehen höher, ihre Schaumkronen werden größer, und wenn der spitze Bug des Schiffes in einen Wellenberg hineinschneidet, schlägt das Wasser mit voller Wucht über dem Vorderdeck zusammen. Hier kann sich schon seit langem niemand mehr aufhalten. Ich habe mir einen günstigen Platz mittschiffs auf dem Steuerhaus ausgesucht, wo die Schiffsschwankungen verhältnismäßig am geringsten sind. Hier oben heult und pfeift der Wind in der Tatelage und preßt die Kleidung dicht an den Leib. Windstärke 9!

Endlich ist der Rotefand-Leuchtturm erreicht. Es dauert längere Zeit, bis sich der Dampfer in genügende Nähe des Turmes manövriert hat. Etwa 20 Meter vom Turm ab geht der Dampfer vor Anker. Weißer Gischt spritzt an dem schwarzen Turmsockel hinauf, wenn sich die Wellen brechen. In der geöffneten Tür des Leuchtturms stehen schon die Leuchtturmwärter. Rasch wird vom Leuchtturm aus eine Leine an Bord des Dampfers geworfen und mit einem starken Seil zwischen dem Turm und dem Ladebaum des Dampfers eine Verbindung hergestellt. An diesem Seil gleitet jetzt aus der Turmluke ein kleiner runder Korb an Bord des Tonnen dampfers. Als erster klettert der Oberaufseher in den Korb, worin man nur in der Kniebeuge hocken kann. Ein Koffer wird noch hinzugepackt. Dann zieht die Labwinde des Dampfers an und im Nu ist der Korb in Höhe der Turmluke und wird mit einem Seilseil in den Turm hineingezogen. Als zweiter Mann werde ich auf den Turm befördert, und als dritter folgt ein alter ehemaliger Leuchtturmwärter, der 32 Jahre lang auf dem Rotefand-Leuchtturm Dienst getan hat und jetzt noch alljährlich einmal seine alte „Heimat“ besucht.

Allzu lange darf mein Besuch auf dem Leuchtturm nicht dauern. Also rasch umgeschaut! Im untersten Raum ist die Pegeluhr untergebracht, die automatisch den Wasserstand registriert. Auf seitlicher Wendeltreppe geht's ins nächste Stockwerk, den gemeinsamen Schlafraum, wo an der runden Turmwand die Betten übereinander als Altköten angebracht sind. Das folgende Stockwerk ist die Küche, wo gemächlich der Teffel auf dem Herd summt, und die nächste Treppe führt ins Telegraphenzimmer. Von hier aus wird bei Tage jedes aus- und eintommende Schiff von den

Leuchtturmwärtern mit scharfen Gläsern festgestellt und dann nach Bremerhaven telegraphische Meldung erstattet. Durch Kabelleitung ist der Leuchtturm mit dem Festland verbunden.

Dann ist da noch der Radio-Lautsprecher — der beste Kamerad bei dem Kampf gegen die Langeweile. Mit ihm können sich die einsamen Männer vortauschen, daß sie „unter Menschen“ sind. Besonders in den kalten Wintermonaten, wenn die Stürme so wuchtig gegen den Turm anrennen, daß drinnen die Kuppel der Petroleumlampe lalle klirrt, ist der Rundfunk hier ein wahrer Freuden spender. Der von seiner Basis aus 52,3 Meter hohe Leuchtturm wird gekrönt durch die sogenannte Laterne, von wo aus während der Dunkelheit das durch Prismen gewaltig verstärkte Delgaslicht 15 Seemeilen im Umkreis hinausgeschickt wird, also annähernd 30 Kilometer weit sichtbar ist. Ein starkes Uhrwerk bewirkt das Aufblitzen und Erlöschen des Blinkfeuers, indem bewegliche Metallstreifen von Zeit zu Zeit das Licht verdecken. Als ich auf die sturmumtobte Galerie des Turms herausträte und zu dem schaukelnden Dampfer hinunterblickte, ist es auch schon Zeit, wieder an Bord zurückzugehen.

Ein kräftiger Händedruck zum Abschied von den Leuchtturmwärtern, die nun acht Wochen lang in ihrem eisernen Gefängnis sitzen müssen — und dann gleitet der Korb wieder an Bord zurück. „Wefer“ lichtet seinen Anker, und weiter geht die Fahrt seewärts, während man sich vom Leuchtturm und Schiff noch den letzten Gruß zuwinkt.

Der Kampf des Dampfers gegen die Wellen, die ihn von vorn treffen, beginnt von neuem. Der Sturm scheint stärker geworden zu sein. Immer größere Wassermassen prasseln auf Vorder- und Hinterdeck nieder, und selbst bis zu unserm höchsten Stand spritzt der Gischt herauf und durchnäht uns bis auf die Haut.

Fast zwei Stunden dauert die Fahrt vom Leuchtturm zu dem etwa 20 Kilometer entfernten Feuerschiff Wefer, das etwa nördlich vor der Insel Wangeroog liegt. Kapitän und Steuermann fragen sich: „Wird bei dem Wetter die Ablösung gelingen?“ Wieder wird ein winzig kleines Boot zu Wasser gelassen; wieder kämpft in wildem Auf und Ab eine Mannschaft gegen die Wogen. Lange Minuten vergehen, ehe sich die Schiffer an die Steuerbordseite unseres Dampfers herangearbeitet haben. Die Situation ist hier gefährlich. Der Bordrand des hin und her schaukelnden Tonnen dampfers droht das Boot zu zermalmen, das immer wieder vom Schiffsrand abgetrieben werden muß. Endlich gelingt es einem Schiffer, sich mit Mühe und Not am Dampfer festzuklammern und an Bord zu klettern. Ein Spiel mit dem Leben! Im selben Augenblick geht eine Welle über das Boot hinweg und durchnäht die Schiffer in ihren „Landsanzügen“ bis auf die Haut; das Gepäck der Schiffer im Boot schwimmt fast im Wasser. Endlich muß der Versuch der Ablösung aufgegeben werden, und die Leute können froh sein, daß sie noch heil wieder an Bord des Feuerschiffes kommen. Mit ihrer wohlverdienten Ablösung ist es nichts. Wenn das Wetter ruhiger geworden ist, wird der Tonnen dampfer am nächsten Tag wieder kommen. Ob sie dann mehr Glück haben?

Eigentlich sollte jetzt noch das dritte Bremer Feuerschiff, Rorderney, zur Ablösung angesteuert werden. Aber dort wird das Aus- und Einbooten vollends unmöglich sein. So entscheidet sich denn die Schiffsleitung zur Umkehr. Das Schiff nimmt entgegen gesetzten Kurs wie vorher — ein paar Männer draußen auf der Wasserwüste haben sich zu früh auf die Heimkehr gefreut.

Nach elfstündiger Fahrt legt abends der Tonnen dampfer wieder in Bremerhaven an. Eine Fahrt voller spannender Eindrücke und schöner Bilder; die aber auch die Gefährlichkeit des Seemannsberufes zeigte, ist zu Ende. Ha. Ha.

Gelesene Nummern

der „Buchbinder-Zeitung“
gibt man an seine un-
organisierten Kollegen weiter

Internationales.

Das „Wochenend“ in den verschiedenen Ländern.

Innerhalb unseres dänischen Bruderverbandes hatte ein Sonderfall Veranlassung dazu gegeben, die Frage aufzuwerfen, ob es angängig ist, an fünf Tagen der Woche eine halbe Stunde länger als acht Stunden zu arbeiten, um den Sonnabendnachmittag freizubekommen. Da auch der Gesamtverband der dänischen Gewerkschaften bzw. deren Vorstände diese Frage nicht einheitlich zu beantworten vermochten und ebensowenig das Büro des IGB, in Amsterdam sich berufen fühlte, in dieser grundsätzlichen Frage den Schiedsrichter zu spielen, so wandte sich unser dänischer Bruderverband direkt mit einer Anfrage an die verschiedenen Länder.

Das Ergebnis der Anfrage läßt sich wie folgt zusammenfassen: In zwei Ländern, Jugoslawien und Spanien, gilt der starre Achtstundentag ohne früheren Arbeitsschluß an Sonnabenden. In fünf Ländern, nämlich Canada, Palästina, Polen, Estland und Lettland, wird der frühere Arbeitsschluß am Sonnabend dadurch ermöglicht, daß die wöchentliche Arbeitszeit nicht 48, sondern 44 bzw. 46 Stunden beträgt. (In Palästina ist ab Freitag mittag „Wochenend“.) In fünf Ländern, England, Belgien, Tschechoslowakei, Schweiz und Schweden, wird der freie Sonnabendnachmittag dadurch ermöglicht, daß die wöchentliche Arbeitszeit zwar 48 Stunden beträgt, aber wie folgt verteilt wird: Montag bis Freitag je 8½ Stunden pro Tag = 42½ Stunden und Sonnabend 5½ Stunden. Innerhalb der letzten Gruppe mögen einzelne Abweichungen vorhanden sein, aber im Prinzip gilt die vorstehende Gruppierung, die am deutlichsten in England in Erscheinung tritt.

Damit dürfte jedenfalls folgendes erwiesen sein: Mit der Auffassung, daß es nicht gestattet ist, an fünf Tagen eine halbe Stunde länger zu arbeiten, um den Sonnabendnachmittag freizubekommen, stehen die Buchdrucker in Dänemark allein. Ihrer Auffassung am nächsten kommt die zweite der vorstehenden Gruppen, die wöchentliche Arbeitszeit zu verkürzen. Doch diese Frage stand nicht zur Entscheidung. Es handelte sich vielmehr um folgendes:

In einem Betriebe für Papierverarbeitung (Briefumschläge, Tüten und Beutel) erhalten die Arbeiter für eine bestimmte Mehrleistung pro Tag eine Prämie. Um die Arbeitsleistung zu erhöhen, hat die Betriebsleitung einen höheren Stückpreis von einer bestimmten Leistung an pro Tag festgesetzt und auch bezahlt. Diese Mehrleistung kann aber nur erzielt werden, wenn die Arbeitszeit mehr als acht Stunden beträgt, die naturgemäß geringere Tagesleistung am Sonnabend wurde aber nicht mit einem geringeren Stückpreis bezahlt. Die Arbeiter hatten also auf diese Weise einen höheren Wochenlohn als bei täglicher Arbeitszeit von acht Stunden. Die im selben Betriebe beschäftigten Buchdrucker erklärten, für sie gelte der starre Achtstundentag, sie wollten also wochentags nicht länger und Sonnabends nicht verkürzt arbeiten, und die Betriebsleitung wiederum erklärte, sie könne nicht zweierlei Arbeitszeiten einführen.

Die Regelung der Frage war seinerzeit vertagt worden, sie dürfte jedoch, wie aus vorstehendem ersichtlich, nunmehr im Sinne unserer Kollegen entschieden werden.

Buntpapier.

II.

Noch viel mehr kommt das Marmorieren zur Anwendung. Hierbei wird die Farbfläche nicht auf einem Brett oder dergleichen, sondern auf einer Flüssigkeit, dem Marmoriergrund, hergestellt. Dieser Grund muß eine solche Konsistenz haben, daß die Farben nicht in ihm unterinken. Dieser Marmoriergrund besteht meist aus einer Auflösung von Tragantgummi in destilliertem Wasser oder auch aus einer Mischung von Wasser mit einer Abkochung von Carrageenmoos, der Alkohol und Salzsäure zugesetzt wird, damit sie nicht verdirbt. Diese Flüssigkeit kommt in den Marmorierkasten, der ein flaches, etwa drei bis vier Zentimeter tiefes Gefäß aus Holz oder Blech ist und etwas größere Ausmaße als der

Papierbogen hat. Die Farben werden mit einem Treibmittel verfeht und auf die vorbereitete Flüssigkeitsfläche aufgespritzt. Das erfolgt oft in der Weise, daß man erst eine die ganze Grundfläche bedeckende Farbe aufbringt und dann die anderen, wobei zuerst die hellen und dann die dunkleren folgen. Jede folgende Farbe muß einen größeren Zusatz an Treibmitteln erhalten als die vorhergehende. Als solche Treibmittel kommen zur Anwendung: Ochsengalle, aber auch Delfeise — und Wachs, das durch eine besondere Behandlung in eine schwammige Masse verwandelt wird und der mit Wasser verriebenen Farbe tropfenweise zugesetzt wird. Diese Treibmittel sollen die später aufgetragenen Farben die schon vorher aufgespritzten zur Seite treiben, so daß aus den ursprünglich runden Flecken Streifen, Adern und dergleichen entstehen. Durch die leichte Verschiebbarkeit der Farben auf der Flüssigkeit und den fettigen, feinenartigen Zusatz wird das noch besonders begünstigt. Wenn man eine Mischung von Galle und Wasser aufspritzt, dann werden die Farben ganz verdrängt und es entstehen ungefärbte Flecke. Man kann diese Farbschicht auch noch mit einem Stäbchen oder einem kammartigen Instrument behandeln, so daß sich wieder die mannigfaltigsten Muster ergeben.

Auf diese so vorbereitete Farbschicht wird dann das angefeuchtete Papier langsam so aufgelegt, daß sich keine Luftblasen bilden können. Dann erfolgt das Abziehen, durch das man je nach der Bewegung auch noch eine besondere Farbenverteilung erreichen kann. Das gefärbte Papier wird über einen Stab gehängt, damit es abläuft und trocknet.

Wenn man durch Streichen mehrfarbige gemusterte Papiere herstellen will, dann zieht man auf den auf einer flachen Unterlage liegenden Bogen mit einem geeigneten Pinsel flache oder auch gewellte Streifen mit verschiedener Farbe, und zwar so, daß diese entweder selbst ineinander verlaufen oder durch das Uebertreiben mit einer trockenen Kohhaarbürste ineinander gebracht werden. Man verwendet zu diesem Farbauftragen auch oft eine kammartige Bürste, deren jedes Borstenbündel mit einer anderen Farbe getränkt ist, wozu man einen entsprechenden mehrteiligen Farbkasten verwenden muß.

Gemusterte Buntpapiere werden sehr häufig auch durch Bedrucken hergestellt. Man könnte hierzu eigentlich auch die Tapetenfabrikation rechnen, bei der ja das grundrierte Rohpapier ebenfalls durch Bedrucken mit entsprechenden Mustern verfeht wird. Diese Muster sind außerordentlich vielseitig, sie werden sowohl einfarbig als auch mehrfarbig ausgeführt. Das verwendete Rohpapier kann dabei weiß, im Stoffe gefärbt oder auch nachträglich grundiert sein. Auch hier wendet man sowohl den Handdruck als auch den Maschinendruck an. Ersterer kommt jedoch nur für besondere Fälle in Frage. Beim Maschinendruck werden Druckformen in Gestalt von Walzen verwendet. Die Herstellung dieser Druckwalzen erfolgt auf die verschiedenste Weise je nach dem Material, aus dem sie bestehen. Zum Teil werden sie graviert, zum Teil aber auch geprägt. Diese Druckwalzen müssen außerordentlich sauber gearbeitet sein, besonders dann, wenn mehrere Farben übereinandergedruckt werden sollen, die sich genau decken müssen. Für jede Farbe ist eine besondere Walze erforderlich, ebenso natürlich ein Farbkasten mit Farbwerk. Das Bedrucken selbst erfolgt in besonderen Walzendruckmaschinen.

Auch durch Presse n kann man die verschiedensten Buntpapiere herstellen, denn gerade die Papierfasern hoben die Eigenschaft, sich durch gewisse Einwirkungen zu verschieben und dann beim Trocknen in dieser Lage zu verbleiben. Man kann also geeignetes Papier sehr leicht mit den verschiedensten Pressungen verzieren. Das Pressen erfolgt hierbei ebenfalls dadurch, daß man das angefeuchtete Papier durch Walzen oder Platten behandelt. Auch hier wird man wegen der einfacheren und schnelleren Arbeit die Walzenpressen vorgehen. In den meisten Fällen wird man dabei so verfahren, daß man das Muster erhaben oder vertieft in eine Walze eingraviert und dies dann mit elastischen Walzen oder auch elastischen Platten zusammenarbeiten läßt. In selteneren Fällen wird man zwei gravierte Walzen verwenden, in denen die Muster dann so eingegraben sind, daß sich die Erhöhungen der einen Walze mit den Vertiefungen der anderen decken. Als elastische Unterlagen verwendet man Walzen oder Platten aus Pappe, Leder, Gewebe, Kautschuk, Biel, Papier.

Gemustertes Papier kann man auch durch Streuen herstellen, indem man die Muster oder Teile schon

bedruckt oder grundierter Papiere mit einem Klebstoff bedruckt, auf den man dann pulverförmige Farben, also Metallfarben, Wollstaub, Stimmer usw. aufstreut und dann den Ueberschuß wieder entfernt. Man kann das Aufdrucken der Muster entweder von Hand mit Musterwalzen oder besser natürlich in den erwähnten Walzendruckmaschinen vornehmen, die man auch zum Herstellen von bemusterten Buntpapieren verwendet. Bei kleineren Aufertigungen geschieht das Auffrisieren der Farbpulver usw. durch ein Sieb von Hand. Messer ist natürlich auch hierbei die Verwendung von Maschinen. In erster Linie benutzt man hierzu Bronzermaschinen, die auch gleichzeitig trocken und den überschüssigen Farbstaub entfernen und ihn sammeln.

Die Herstellung gemusteter Papiere durch Kristallisieren geschieht in der Weise, daß man naturfarbige oder auch gefärbte Papiere mit einer besonderen Schicht überzieht, die während des Abtühlens kristallisiert und dann die Oberfläche des Papiers mit den verschiedensten kristallartigen Gebilden verfeht. Als solche besonders geeigneten Aufstriche kommen zur Verwendung im erhitzten Zustande gefättigte Lösungen von Bleizucker mit Leim, Gummi, Dextrin oder eine Lösung von Bittersalz und Wasser mit Dextrinammoniumsulfid, mit etwas Glycerin verfeht. Zu beachten ist hierbei besonders, daß Bleizucker giftig ist. Auch kiesel-saures Kali, Chlorbarium, Eisensulfür, salpetersaures Kali in Lösung mit Schwefelkupfer und viele andere können hierzu zur Verwendung kommen. Das Kristallisieren beginnt an verschiedenen Punkten zugleich. Durch das Berühren mit einem spitzen Stäbchen kann man diese Punkte nach Belieben vermehren, so daß man zahlreiche Kristallisationszentren bilden kann, die sich gegeneinander scharf abgrenzen. Für besondere Zwecke werden miteinander auch verschiedene dieser Verfahren miteinander vereinigt, um Buntpapiere der verschiedensten Art herzustellen.

In den meisten Fällen ist die Herstellung der Buntpapiere mit diesen Handhabungen noch nicht beendet, es sind vielmehr noch die verschiedensten Nach- und Vollendungsarbeiten erforderlich. Zu diesen Nacharbeiten gehört das Glätten (Satmieren), dann auch das Lackieren, Gelatinieren usw.

Berichte.

Kottbus. Bezirksversammlung des Gau es Nordosten. Der Gau Nordosten hielt seine erste Bezirksversammlung für die Zahlstellen in der Niederlausitz in Kottbus ab. Der Gauvorstand war durch die Kollegen Lemser und Wesser und die Kollegin Koszielniak vertreten. Gauleiter Lemser gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Versammlung Ersprießliches für die Bewegung bringen werde. Durch Berlesen der Anwesenheitsliste wurde festgestellt, daß Mitglieder aus den Zahlstellen Spremberg, Sorau, Frankfurt a. d. O., Kottbus und Einzelmitglieder aus Guben und Croßen erschienen waren. Als Tagesordnung waren ein Vortrag der Kollegin Koszielniak-Berlin über „Frauen und Gewerkschaften“, ein Vortrag des Kollegen Lemser über die „Sozialgesetzgebung“ und als letzter Punkt „Verbandsangelegenheiten“ festgesetzt. In ihrem Vortrag betonte Kollegin Koszielniak, daß die Frauen in den letzten zehn Jahren schon längst erkannt haben müßten, daß sie sich zu organisieren haben. Die Ausbeutung der Frauen unterscheidet sich in nichts von der Ausbeutung der männlichen Arbeitnehmer. Der Kampf solle dahin gehen, daß für die gleiche Arbeit gleicher Lohn gezahlt wird. Im Schlußwort wurde von der Referentin betont, daß die Frau ein Recht auf Arbeit habe und sich deshalb auch nicht den Pflichten aus dieser Arbeit entziehen dürfe: nämlich aktive Mitarbeit in der Gewerkschaftsbewegung. Denn: „Willst du ein besseres Los erreichen, mußt du uns die Hände reichen“. Mit diesem Wort schloß die Referentin den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag. In der Diskussion sprach Kollege Püsching-Frankfurt a. d. O. über die allgemeine Erscheinung des schlechten Lebensstandes. Trotzdem sich die Verwaltung die größte Mühe gebe, ist der Bedarf (vor allem fehlen die weiblichen Mitglieder) gering. Kollege Rohur-Frankfurt a. d. O. wünscht eine regere aktive Mitarbeit der Kolleginnen. Der Vertreter von Guben, Kollege Wonneberger, schildert die dortigen Verhältnisse und betont, daß in Guben die Möglichkeit einer Agitation nicht besteht, da die Buchbinder von Guben die Gewerkschaft nicht nötig zu haben glauben.

Kollege Lemser sprach dann über „Unsere Sozialgesetzgebung“. Der Redner ging in seinem Referat auf die gesamte Sozialgesetzgebung ein. Auch dieser Vortrag fand eine aufmerksame Zuhörerschaft. Kollege Größ erläuterte noch wichtige

Punkte der einzelnen Gesetze und sprach den Wunsch aus, daß sich die Kolleginnen mehr in der Arbeiterwohlfahrt betätigen.

Unter Verbandsangelegenheiten behandelte Kollege Büchling-Frankfurt a. d. O. die Frage eines besoldeten Gauleiters. Kollege Lemser erwiderte, daß es jetzt noch nicht Zeit ist, daran zu denken, da es die Verhältnisse nicht gestatten. Im übrigen glaubt er, daß eine Notwendigkeit zur Bestellung eines Gauleiters noch nicht vorliegt, da Klagen über die Tätigkeit des Gauvorstandes von keiner Seite erhoben wurden. Der letzte Gau-tag habe im Gegenteil seine volle Zufriedenheit mit der Tätigkeit des Gauvorstandes zum Ausdruck gebracht.

Großes Erstaunen unter den Versammlungsteilnehmern löste die Schilderung der Zustände bei der Firma Otto Ente-Kottbus, die ganz unhaltbar sind, aus. So wurde mitgeteilt, daß im Sommer dieses Jahres Kollegen entlassen wurden wegen Arbeitsmangel, daß aber nach der Entlassung bald darauf mit überstunden gearbeitet wurde. Es wurde betont, daß solche Willkürakte von Unternehmern nur durch ein festes Zusammenhalten der Kollegenschaft abgewehrt werden können. Koll. Hempel-Spremburg stellte fest, daß im Manteltarif nicht die Bußtagsbezahlung festgelegt ist, und ersucht den Gauvorstand, daß dieser den Tarifanschluß interpelliert. Koll. Grüß-Kottbus kam auf die Klagen der Kottbus-Kollegen vor dem Arbeitsgericht zu sprechen. Er ist der Meinung, daß unser Prozeßvertreter nicht Kollektiv-, sondern Einzelklagen wegen der Höhe des Streitwertes einreichen mußte, um die Klage nicht berufsungsfähig zu machen. So aber ist die Klage beim Berufungsgericht verloren worden. Koll. Lemser gab bekannt, daß im nächsten Jahr vom Gau aus eine Spreewaldpartie geplant ist. Er macht den Vorschlag, schon jetzt Reisepartien anzulegen, um es dem einzelnen zu ermöglichen, an der Partie teilzunehmen.

In später Nachmittagsstunde konnte Koll. Lemser, nachdem die Aussprache erschöpft war, das Schlußwort nehmen. Er gab der Meinung Ausdruck, daß der Gauvorstand alles daran setzt, Auswüchse auszumergen. Wenn es sich notwendig macht, wird im nächsten Jahr wieder eine Bezirksversammlung stattfinden, damit durch diese die Anregungen und Wünsche der einzelnen Zellstellen besprochen werden können. Er ermahnte die Anwesenden, treu zu unserer Fahne zu halten, einzig zu sein, denn nur Einigkeit führe zum Ziel. Mit einem Hoch auf den Verband wurde die Versammlung geschlossen.

Dresden. Ein glänzendes Festprogramm vereinte am 15. Dezember einen großen Teil der Dresdener Kollegenschaft, um mit 186 Arbeitslosen und Ausgescheiterten Weihnacht zu feiern und ihre 86 Jubilare zu ehren. Trotz der erheblich höheren Zahl zu Bedenkender in diesem Jahre hatte die Ortsverwaltung reichliche Mittel zur Verfügung gestellt, um der dringendsten Not Abhilfe zu schaffen. Außerdem waren durch Listen in den Betrieben 1600 Mk. aufgebracht worden. Das ausgezeichnete Programm, das Direktor G. Becker mit seiner Künstlerschar bot, war so recht angehen, um die Sorgen des Alltags für einige Stunden zu verschweigen. Die Jubilare kamen ebenfalls auf ihre Kosten, knüpfen sich doch manche Freundschaftsbande fester, manche alte Erinnerung wurde ausgegraben und beim frohen Trunk aufgefrißt.

Kollege Hauelsen-Berlin war unserm Rufe gefolgt, er unterzog sich seiner Aufgabe als Festredner in ausgezeichneter Weise. Davon ausgehend, wie es vor Jahrzehnten noch schwer war, zur Organisation zu kommen und schwer war, bei ihr auszuhalten, schilderte er, wie die Treue uns alle gemeinsam bindet. Mit bewegten Worten stattete er den Dank des Verbandes ab für die Aufopferung und Hingabe alle die Jahre hindurch bis heute, wo noch ein gut Teil Alter in reger Funktionstätigkeit seine Pflicht tut. Möge die lebende und heranwachsende Generation sich hieran ein gutes Vorbild nehmen. Aber auch die noch immer Fernstehenden, die Gleichgültigen, mögen aus dieser Veranstaltung ersehen, daß der Gedanke der Solidarität bei uns immer hochgehalten wird, daß Zeiten kommen werden, wo sie bitter bereuen werden, nicht zur rechten Zeit unsere Reihen gestärkt zu haben. Nur durch eigene Kraft sind wir die achtunggebietende Gewerkschaft geworden, die wir heute darstellen. Noch sind wir nicht am Ziel. Alle Schaffenden sollen den rechten Ertrag ihrer Arbeit haben, alle Hände, die schaffen wollen, sollen auch Arbeit haben und die Hände, die ruhen sollen nach arbeitsreichem Leben, sollen für ihre alten Tage geruhig leben können. Das ist noch ein weites Ziel und noch harte Kämpfe erfordert es, die wiederum Treue verlangen. Darum gelte es nicht, auszuruhen auf dem Erreichten, sondern wir müssen dem Schicksal selbst in die Speichen greifen und lenken helfen.

Reicher Beifall lohnte die Worte unseres Verbands. vorstehenden, den die meisten zum ersten Male in ihren Reihen sahen. Der Sprecherchor umrahmte die Rede

mit zwei meisterhaft gesprochenen Werken von Pregel und Reuter. Jeder Arbeitslose erhielt ein reichliches Wertepaket mit Lebensmitteln, jeder Ausgescheuerte noch einen Geldebtrag. Außerdem konnten sie und die Jubilare sich mit ihren Angehörigen den ganzen Abend reichlich fressen.

Froh gelautet schied alles in später Stunde in dem Bewußtsein, durch das Wirken der Organisation einen herrlichen Abend verbracht zu haben und zu wissen, daß die Verwaltung ihrer gebent.

Hohenstein-Ernstthal. In unserer Ortsgruppe haben wir seit Jahren einen festen Stamm von Mitgliedern, wenn auch durch die Wechselwirkungen der Zeit diese Mitglieder immer andere waren. In der Nachkriegszeit gab es ursprünglich Unorganisierte überhaupt nicht. Die Festwahrung und auch die letzten Beitragserhöhungen ließen jedoch bei verschiedenen Berufsangehörigen den Gedanken aufkommen, daß es auch ohne Verband gehe. Um wieviel aber diese uns untreu gewordenen Mitglieder sich selbst geschadet haben, das kommt keinem von ihnen zum Bewußtsein. Die politische Zerrissenheit der Arbeiterklasse hat ohne Zweifel auch ein gut Teil beigetragen. Diese Gelegenheit wird von einigen angenehm empfunden, ist doch damit eine Erscheinung mehr vorhanden, um den Austritt aus der Gewerkschaft zu begründen. Die uns Fernstehenden wieder in den Verband zurückzuführen, ist seit langem unser Bestreben. Unsere alte Kartothek lieferte zum Teil die Namen und Adressen, die Chemnitzer Agitationskommission griff mit ein und so begannen wir mit der schriftlichen Agitation gleichzeitig die Vorbereitung zu einer Versammlung. Diese fand am 12. Dezember statt. Kollege Begler vom Gauvorstand referierte über „Die Lage in der Kartonnagenbranche“. Daß das Gehörte guten Anklang fand, bewies die reiche Beteiligung an der Aussprache. Selber mußte festgestellt werden, daß die Unorganisierten trotz schriftlicher Einladung nicht anwesend waren. Ein großer Teil wohnt allerdings in den umliegenden Ortschaften. Da die Versammlung gleich nach Arbeitsruhe angefangen war und die Verbindung mit Bahn und Auto günstig sind, kann dieser Umstand nicht ausschlaggebend gewesen sein. Hier zeigte sich die Interesslosigkeit der Unorganisierten. Bei einigen ist die Abneigung gegenüber dem Verband nicht eigene Überzeugung. In einer ausgesprochenen Arbeiterrede, wie wir sie hier haben, sollte der Gedanke der Organisation von Jugend auf im Menschen eingewurzelt sein, doch hier wird im allergrößten Teil der Arbeiterfamilien darauf kein Wert gelegt. Was aus den Kindern wird, ob sich diese der Arbeiterorganisation anschließen oder den Bürgerlichen nachlaufen, kümmert niemanden. Wieder andere sind offenbar zu gelang, um dem Verband den Beitrag zu geben. Junge Frauen ohne Familie, deren Mann noch Mitverdiener ist, können wahrlich die Ausrede nicht haben, daß sie das Geld nicht aufbringen können. Sie schämen sich jedoch nicht, dauernd die Errungenheiten des Verbandes einzusteden, höchstens rümpfen sie noch die Nase, daß nicht noch besseres erreicht wurde. Daß dazu die eigene Mitgliedschaft notwendig ist, wollen sie nicht wissen. Hätten wir einen Vertrag nicht, dann wären bei der schlechten Zeit die Löhne längst nicht mehr auf der letzten Höhe. Das ist auch ein Erfolg der Organisation, daß in schlechten Zeiten der Stundenlohn nicht geschmälert

werden darf. Kolleginnen, besinnt euch, legt eure Gleichgültigkeit ab und tretet ein in den Verband.

Der letzte Teil unserer Versammlung galt unserm Jubilar, Kollegen Meier. Ihm konnte die Ehrenurkunde vom Verbandsvorstand, drei schöne Bücher vom Gau und von seinen Mitarbeitern ein gutes Rigarenhektis überreicht werden mit den dazugehörigen Glückwünschen. Unser Jubilar dankte recht herzlich, er gab dabei einen interessanten Rückblick auf die ersten Anfänge der Organisation, die in die Aufbauarbeit unseres zu früh von uns geschiedenen Kollegen Emil Pflüke fielen. Dabei wurde der unermüdblichen Kleinarbeit gedacht, die Kollege Pflüke als Gauleiter bis zu seinem Tode geleistet hat. Ein Kollege hielt die Versammelten dann durch Musikvorträge noch recht lange zusammen und eine echte frohe und kollegiale Stimmung trat zutage.

Bekanntmachungen des Verbandsvorstandes.

Die Lokalbeiträge für die Zahlstelle R 5 S I n sind mit Wirkung ab 1. Woche 1930 neu geregelt und vom Verbandsvorstand genehmigt. Sie betragen in

Beitragsklasse	II	III	IV	V
	15	20	25	25

Adressenänderungen.

Wittenberg, Bez. Halle. Die Auszahlung der Unterstützung an Durchreisende findet von 12 bis 13 Uhr in der Großbuchbinderei Herrosé & Ziemsen, Rothenmarktstraße 60, durch Kollegen Otto Traub statt.

Der Verbandsvorstand.

Inhaltsverzeichnis.

Heraus zum Kampf um unser Recht. I. Arbeiter und Weltwirtschaft.
Zur Geschichte des Pergaments.
Eine Papiermühle aus dem 18. Jahrhundert
Keine Katastrophopolitik.
Zur Unterhaltung: Schicksale. — Rauchst du?
Aus aller Welt: Moderne Ode. (Gedicht). — Die Bewertung der Arbeit im Wandel der Zeiten. — Falsches Geld. — Bei den einsamen Männern in der Wasserwüste.
Internationales: Das „Wochenend“ in den verschiedenen Ländern.
Buntpapier. II. (Schluß.)
Berichte: Kottbus (Bezirksversammlung). — Dresden. — Hohenstein-Ernstthal.
Bekanntmachungen des Verbandsvorstandes: Lokalbeiträge. — Adressenänderungen.
Sterbetafel.

Sterbetafel.

Im Monat Dezember sind uns nachstehende Mitglieder als verstorben gemeldet worden:

Dresden. Albert Lipsius, Buchbinder, 51 Jahre, Magenoperation.	Mainz. Philipp Kaufmann, Buchbinder, 61 Jahre, Herzkrampf.
Frankfurt a. d. Oder. Paul Raschke, Buchbinder, 67 Jahre, Wasserkucht.	Nürnberg-Fürth. Lorette Fiedler, Kartonnagenarbeiterin, 26 Jahre, Lungenleiden.
Gau Sachsen. Richard Thieme, Hilfsarbeiter, 54 Jahre, Unfall.	— Hedwig Gladik, Kartonnagenarbeiterin, 26 Jahre, Frettod.
Hamburg. Elli Schwarz, Papierwarenarbeiterin, 24 Jahre, Lungenleiden.	— Rosa Schmidt, Kartonnagenarbeiterin, 27 Jahre, Rippenfellentzündung.
— Marie Brandt, Papierwarenarbeiterin, 22 Jahre, Blutvergiftung.	— Käthe Goller, Kartonnagenarbeiterin, 24 Jahre, Schlaganfall.
Lauban i. Schles. Lisbeth Flecks, Kartonnagenarbeiterin, 21 Jahre, Frettod.	Seiffenauersdorf. Frieda Freigang, Kartonnagenarbeiterin, 25 Jahre (Todesursache ?).
Leipzig. Lorenz Seidemann, Etuisinvalide, 69 Jahre, Arterienverkalkung.	Stettin. Ernst Judaeus, Buchbinder, 70 Jahre, Darmkrebs.
— Eduard Süsspeck, Buchbindereinvalide, 64 Jahre, Herzleiden.	Stuttgart. Julie Seuserle, Kartonnagenarbeiterin, 26 Jahre, Wochenbett.
— Rosa Walter, Buchbindereiarbeiterin, 42 Jahre, Frettod.	Zittau. Gertrud Ender, Papierwarenarbeiterin, 20 Jahre, Tuberkulose.

Allen ein ehrendes Andenken!